

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 227.

Posen, den 3. Oktober 1928.

2. Jahrg.

Knockout Europa.

Ein phantastischer Roman von Ludwig von Wohl.

Copyright bei Carl Duncker, Berlin 1927.

19. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

„Sie hatten einen Traum, Lady Maud?“

„Ja — und Sie müssen — Sie müssen ihn hören.“

Ihre Stimme klang fast unwirklich leise, wie unter einem Zwang, dem sie aber willig gehorchte.

Er wartete.

Sie aber schüttelte den Kopf. „Nicht hier,“ sagte sie.

„Begleiten Sie mich zurück.“

Willig stand er auf und folgte ihr.

Die rasche Dämmerung des Orients hatte begonnen.

Die Sonne ging zu Gold.

Rechts und links starren zwischen völlig unversehrten Häusern Mauerreste, klasten riesige Löcher.

Braune Gestalten huschten eilig hin und her.

Langsam begann das Leben wieder in dem Termitenhaufen Damaskus.

Sie gingen über den Sauf der Edelsteinhändler bis zur Moschee der Dmaïjaden.

Vor dem hochragenden, weißen, minarettgekrönten Bau hielt die Frau. Schweigend stahl sich ein alter Bettler davon.

Giaurs vor der heiligen Moschee.

Noch vor sechzig Jahren hätten sie gehen müssen.

Es waren schlimme Zeiten.

Die Moschee war unbeschädigt.

Keerink hatte die Empfindung eines Durstenden, dem man einen kühlen Trunk versprochen hat, wenn er folge.

Er blickte in einer unüberwindlichen Erwartung auf die Frau.

„Hier,“ sagte sie und sah auf die Sonne, die fast untergetaucht war. Die Luft schimmerte in tiefer Rotglut.

Sie atmete tief auf.

„Hören Sie also. Ich war gestern abend sehr erregt —. Sie wissen es. Und ich schlief spät ein. Ich war bleiern müde. Aber ich wachte schnell wieder auf. Ganz plötzlich. Und fühlte. Jemand war im Zimmer. Ich sah nichts, aber ich fühlte es mit einer unwandelbaren Sicherheit.“

Sie schwieg erschöpft.

Keerink verspürte eine wachsende pulsierende Erregung, ohne zu wissen warum.

„Ob man einem Menschen seine Seele schenken kann?“ fragte sie plötzlich, als spräche sie mit sich selbst.

Er sah sie überrascht an. „Wie meinen Sie das?“

„Sie war wunderschön,“ flüsterte sie erregt. „Das schönste Geschöpf, das ich je gesehen habe. Und sie hatte harte, hellbraune Haut, und ihre Augen waren samten, sehr groß und von einer milden Traurigkeit — was haben Sie?“

„Nichts, nichts,“ stammelte Keerink. Aber er mußte sich an der weißen Wand der Moschee halten.

„Sie küßte mich,“ sagte die Frau, die so gar nichts Englisches mehr hatte, weder in der Sprechweise, noch im Wesen überhaupt, mit einem wunderbar entrückten

Lächeln —. „Mitten auf den Mund küßte sie mich. Und ich fühlte, daß mit diesem Kuß etwas in mich geglitten war, das mein Herz schneller schlagen ließ und mich scheu und ängstlich machte. Und es war mir, als ob ich zwei Herzen hätte, die nebeneinander schlugen . . .“

„Und sie — sie — was war mit ihr?“ —

Die Frau sann angestrengt. „Ich hörte sie sprechen: Hilf Keerink! Dann war sie verschwunden,“ sagte zögernd Lady Maud. „Und doch weiß ich, daß sie da war. Es ist so seltsam . . .“

Keerink hatte die Hände vor die Stirn gepreßt. Er wagte es nicht, aufzublicken, ihr ins Auge zu sehen. Er war keines Gedankens fähig. Alles wallte, wogte, sank, glitt . . .

Um sie herum schwieg die Straße. Sie war menschenleer.

Da klang vom Himmel her eine volle, tönende Stimme: „Hai alas fallah . . .! Hai alas felah . . .!“

„Auf zum Gebet, auf zum Heil!“

Die beiden Menschen blickten empor in einem jähen Schreck der Verzückung . . .

Ueber ihren Häuptern floß das große weiße Minarett in die Höhe, seine zierliche Spitze verlor sich im Orange des Abendhimmels. Auf der Galerie des Turms stand der weißbärtige Muezzin, der die Gebetszeit verkündet hatte.

Er hatte die ineinandergelegten Hände erhoben.

Durch die klare Luft klang jedes Wort herab, als stünde er bei ihnen unten.

„Im Namen des allbarmherzigen Gottes: Lob und Preis sei Gott dem Weltenherrscher, der da herrscht am Tage des Gerichts. Dir wollen wir dienen, und zu dir wollen wir flehen, auf daß du uns führest den rechten Weg, den Weg derer, die deiner Gnade sich erfreuen, und nicht den Weg derer, über welche du zürnst, und nicht den der Irrenden!“

Das war die Fathha, die erste Sure des Korans, die Summe mohammedanischer Weisheit.

Der alte Muezzin verschwand.

Zwei Menschen standen mit gebeugtem Kopf, in einer Demut, die göttlich war um ihrer Rindlichkeit willen.

Langsam hob sich Gerd Keerink aus heiliger Tiefe. Sein Blick lag auf den Knien vor den Augen der Frau. Sie waren samten und dunkel.

Es waren O's schöne, unvergessene Augen . . .

Sir Ernest Clarmont stand vor dem General Jouvain.

Er stand da, korrekt bis in die Fingerspitzen, und sein Ton war der kühle Ton des erfahrenen Diplomaten.

Jouvain merkte sofort, daß es der englische Konsul war, der erste Vertreter der größten europäischen Weltmacht, der sprach.

Den lebenswürdigen Freund, der so anregend zu plaudern verstand und der zu jeder Gefälligkeit bereit war, schien es nie gegeben zu haben.

„Ich spreche gleichzeitig im Namen aller andern europäischen Konsulate sowie im Namen des Konsuls der Vereinigten Staaten. Die Besetzung der Stadt, die Sie, Herr Generalgouverneur, anordneten, traf die europäischen Kolonien völlig unvorbereitet. Niemand hatte

auch nur eine Ahnung von dem, was Sie zu tun für gut befanden.

Nach dem Völkerrecht hätten wir gewarnt werden müssen.

Es sind vierunddreißig Untertanen Englands, Amerikas, Deutschlands, Italiens und Hollands durch das Bombardement getötet worden. Vierundfünfzig weitere sind verwundet, darunter mehr als dreißig schwer. Es ist Eigentum aller der genannten Staaten beschädigt oder vernichtet worden.

Meine Beamten arbeiten an der genauen Feststellung der Zahlen. Ich kann Ihnen, Herr Generalgouverneur, den Vorwurf nicht ersparen, daß alles dies hätte vermieden werden können, wenn wir den Sachungen gemäß von den Absichten Eurer Excellenz unterrichtet worden wären. Ich sehe mich zu meinem Bedauern gezwungen, scharfen Einspruch zu erheben und Eure Excellenz darauf aufmerksam zu machen, daß meine Regierung und die Regierungen der andern von mir genannten Staaten Schadenersatzforderungen stellen werden, deren Begleichung Frankreich zur Last fällt."

Jouvain hatte müde, unränderte Augen.

Seit mehreren Stunden schon war die heiße, überschäumende militärische Erregung gewichen und hatte einer grauen Ernüchterung Platz gemacht.

Er hatte seine Befugnisse überschritten. Er hatte völkerrechtswidrig gehandelt. Er hatte Unschuldige, Europäer, zusammen mit den Schuldigen niederbombardieren lassen.

Jouvain sah um Jahre gealtert aus.

Aber die Worte des Engländers ließen seinen Stolz sich noch einmal aufhäumen.

"Herr Konsul," sagte er steif, die eine Hand auf den Rücken gelegt. "Es handelt sich für mich heute mittag vor allem um das Ansehen Frankreichs. Und das verlangte, daß eine aufrührerische Masse, die, zum großen Teil bewaffnet, plündernd und mordend die Straßen durchzog und sogar einen Angriff auf das Gouvernementsgebäude machen wollte, blutig bestraft werden mußte. A la guerre comme à la guerre, Herr Konsul. Bevor ich die europäische Kolonie benachrichtigt hätte, wäre sie vielleicht bereits ermordet gewesen. Ich habe Damaskus vor einem neuen 1860 bewahrt."

Der Konsul zog die Mundwinkel herab. "Ich bedaure, in bezug auf Bedeutung und Ziel des Aufstands anderer Meinung zu sein als Eure Excellenz. 1860 herrschten die Türken. Da konnte man in Anbetracht der damaligen türkischen Verhältnisse keine Ordnung verlangen. Von einer Militärmacht Europas aber muß man erwarten, daß sie die Ruhe aufrechterhält, ohne die ihr anvertraute Stadt zu einer Steinwüste machen."

Der Gouverneurkehrte sich zum Fenster und sah auf die Straße.

"Glauben Sie mir, es ist mir nicht leicht geworden," sagte er traurig.

Der Engländer schwieg steif.

Jouvain wandte sich um. "Ich bitte Sie, seien Sie nicht so feierlich, mein Freund," bat er. "Man friert geradezu, wenn man Sie ansieht."

Er versuchte zu lächeln.

Aber vor der eisigen Miene des Konsuls zerfloß sein Lächeln in eine krampfthafte Grimasse.

Er fühlte sich plötzlich klein, gedemütigt, gebeugt unter einer Last, die zu schwer war, als daß er sie tragen oder gar mit ihr bergauf hätte gehen können.

Ich werde alt, dachte er bitter.

"Sie sind ermüdet, Herr Generalgouverneur."

Die Stimme des Konsuls klang merkwürdig entfernt.

"Gestatten Sie, daß ich mich zurückziehe. Mein Auftrag ist erledigt."

Jouvain erwiderte mühsam die Verneigung des Engländers.

Der Konsul ging.

Vor der Tür des Gouvernementsgebäudes traf er seinen Sekretär. "Mr. Webster? Was gibt's?"

Der jügere Mann schien noch ernster und bekümmert als sonst. "Wichtige Nachrichten, Sir!" flüsterte er. "Wir haben endlich Kopien der französischen Geheimberichte erhalten können. Durch Herrn T. in Paris. Sie erzählten mir doch seinerzeit von der Befreiung Mohammed Abdallahs aus einem französischen Irrenhaus, alias Heilanstalt. In den Akten der Anstalt ist vermerkt, daß Mohammed Abdallah sich in seinen häufigen Selbstgesprächen als den neuen Mahdi bezeichnet hat. Ein Umstand, dem man in dem Bericht keine große Beachtung schenkte, der mich aber sofort aufmerksam machte, da Sie mir die Geschichte seiner Befreiung durch Herrn Keerink angedeutet hatten. Sie kennen meinen ursprünglichen Verdacht..."

"Oh — verdammt."

Der Konsul war mit einem Ruck stehengeblieben. "Mr. Webster, ich denke an die Mitteilung, die Sie mir heute morgen machten — die telegraphische Meldung aus Kairo — über die Mahdigerüchte und die Verhaftung dieses Said ben Saud. Die Waschzettel, die man bei ihm fand — ein sehr geschickter Aufruf zum Heiligen Krieg — wirklich sehr geschickt — und der Hinweis auf einen großen Führer, der bald kommen sollte — einen neuen Propheten..."

"Es war übrigens ein wahrer Zufall, daß man gegen diesen Kerl, einen angesehenen Großkaufmann, Verdacht schöpfte," ergänzte Webster. "Mr. Keerink ist mit allen Händen gehebt."

"Sie glauben also?"

"Ich weiß."

"Wie das?"

"Ich habe die von hier abgegangenen Chiffretelegramme enträtselt. Der Waschzettel Said ben Sauds hat seinen Ursprung in Damaskus."

"Alles in der kurzen Zeit..."

"Man tut, was man kann, Sir."

"Sie haben mehr als Ihre Pflicht getan," sagte der Konsul und gab ihm die Hand. "Man wird sich mit Ihnen beschäftigen."

Webster verbeugte sich lächelnd.

"Ich bin noch nicht fertig," sagte er.

"Was noch?"

"Nur eine kleine, an sich unschuldige Tatsache. Wissen Sie, wer an der Seite des Gouverneurs stand, als er von der Zitadelle aus das Bombardement anordnete?"

"Mr. Keerink?"

Webster nickte triumphierend.

"Er hatte vorher eine längere Audienz beim Gouverneur, und er soll es auch gewesen sein, der den Umzug der erschossenen Auführer durch die Straßen angeregt hat, der erst zur wirklichen Revolte führte."

(Fortsetzung folgt.)

Braach:

Herbstlied.

Sturmsaut schüttelt des Waldes Wipfel
ab und auf.

Welke Blätter fallen von Zweigen,
wirbeln im Winde, tollen und reigen
ab und auf.

Raben kreisen über dem Berge
ab und auf,
stoßen zur Höhe mit krächzendem Lärmen,
schweben zur Erde, schwirren und schwärmen
ab und auf.

Wellen des Stromes spritzen und schäumen
ab und auf,
zerren am Damm mit gierigen Händen,
brausen und brechen wie Wut von Bränden
ab und auf. —

Schreitet dein Leben durch Sturm und Stille
ab und auf,
will es heute in Drangsal gleiten,
wird es dich morgen in Fülle leiten —
ab und auf.

Drahtlose Verbrecherjagd.

Wie sich die Polizei des Funkverkehrs bedient.

Von Frank Warschauer.

Es ist verhältnismäßig wenig bekannt, daß die Polizei in weitestem Maße von der Technik des Rundfunks Gebrauch macht. Freilich geschieht dies nicht oder nur verhältnismäßig selten mit Hilfe der vorhandenen Sendestellen, die zuweilen über kriminelle Geschehnisse berichten und manchmal auch Personalbeschreibungen des Täters verbreiten. Der für alle bestimmte Rundfunk ist natürlich für die Polizei dann von besonderem Wert, wenn es sich darum handelt, die Mithilfe des Publikums bei der Verfolgung und Feststellung von Verbrechen zu gewinnen. Durch kein anderes Mittel ist es ja möglich, Nachrichten mit einer derartig großen Geschwindigkeit an eine so unbeschränkt große Zahl von Menschen gelangen zu lassen.

Außerdem besitzt aber die Polizei noch ein eigenes Funkverkehrsnetz, über das man unter anderem auf der letzten Funkausstellung zum ersten Mal unterrichtet wurde. Dieses dient ausschließlich dem internen Betrieb und der Verständigung der verschiedenen Polizeistellen untereinander.

Ein Verbrecher hat es heute wirklich nicht leicht. Zwar kann er sich seinerseits ebenfalls aller Hilfsmittel der Technik bedienen. Er kann mit solcher Geschwindigkeit von dem Orte seiner Tat verschwinden, wie dies nie vorher möglich gewesen wäre. Er kann die raschesten Wege der Personenbeförderung wählen und via Luft zu entfliehen versuchen — aber dennoch kann er niemals so rasch sein, wie die elektrische Welle, die im Bruchteil einer Sekunde ihre Nachrichten über alle in Betracht kommenden Orte vermittelt. Das hat man denn auch bei der Polizei schon verhältnismäßig früh eingesehen, und jetzt ist ganz Deutschland bedeckt mit einem Netz von Polizeifunkstellen. Der Zentralsender befindet sich in Adlershof bei Berlin; außerdem aber sind sämtliche staatlichen Polizeibehörden mit Funkstellen ausgerüstet, mit denen sowohl Empfang als auch Sendung der Nachrichten geschieht. Mit Hilfe dieses Netzes von Sendestellen ist es möglich, eine für die Polizei wichtige Mitteilung in ganz kurzer Zeit über ganz Deutschland zu verbreiten.

Es ist klar, daß die Polizei hierdurch einen Vorsprung gegenüber dem Verbrecher gewinnt, der für sie von sehr großem Nutzen sein kann. In erster Linie sind es Personalbeschreibungen, soweit solche vorliegen, die durch Funkverkehr in dieser Weise weiter gegeben werden; sowie ein Verbrechen geschehen ist, werden alle Einzelheiten, die irgendwie von Belang sein können, mit Hilfe dieses Funknetzes den übrigen Polizeibehörden mitgeteilt.

Es gibt auch nicht selten Fälle, in denen dieses System der Nachrichtenübermittlung für den Unschuldigen von einem sehr großen, praktischen Wert ist. So geschieht es zum Beispiel nicht selten, daß irgendwie eine Person festgenommen wird, die sich irgendwie verdächtig gemacht oder durch die Ähnlichkeit mit einem gesuchten Verbrecher die Aufmerksamkeit der Polizei auf sich gezogen hat. Der Betreffende beteuert seine Unschuld, die notwendigen Papiere sind ihm vielleicht nicht zur Hand — und so finden seine Angaben zunächst einmal keinen Glauben. Dann erfolgen funktelerphonische Rückfragen an den betreffenden Orten, durch die es dann viel leichter ist, Klarheit darüber zu gewinnen, ob man den gesuchten Verbrecher vor sich hat oder nicht.

Für jeden, der sich mit der Rundfunktechnik etwas abgegeben hat, sind auch die technischen Einzelheiten über den Send- und Empfangsvorgang von Interesse. Man weiß, daß ohnehin eine sehr große Knappheit an Wellen herrscht, und jeder Rundfunzhörer, der sich mit Fernempfang abgibt, wird schon zu seiner Betrübnis bemerkt haben, wie eng die Stationen nebeneinander liegen, wie schwer es manchmal ist, sie zu trennen und wie häufig sie gegenseitige Störungen hervorrufen. Unter solchen Umständen ist es natürlich ganz unmöglich, der Polizei nun auch noch eine große Zahl von Wellen zuzuteilen; sie muß vielmehr mit ganz wenigen Wellen, deren Längen international bestimmt sind, auskommen. Und auf diesen Wellen müssen nun zahlreiche Sender betrieben werden, und zwar derart, daß eine gegenseitige Störung ausgeschlossen ist, die ja den ganzen Wert des Polizeifunks illusorisch machen würde. Man hat sich aus technischen und aus wirtschaftlichen Gründen so geholfen, daß man mit außerordentlich geringen Sendeleistungen arbeitet und dafür die Empfangsgeräte derart empfindlich auszugestalten sucht, daß sie für kleinste Sendeleistungen auf relativ ziemlich beträchtliche Entfernungen genügen. Einige Sender der Polizei arbeiten mit 300 Watt und überbrücken damit Entfernungen von 600 bis 700 Kilometer, während es mit 25 Watt-Sendern gelingt, sich über 100 bis 150 Kilometer Entfernungen zu verständigen. Wer sich mit der Kurzwellentechnik abgegeben hat, weiß, daß es mit noch viel geringeren Energiemengen dort möglich ist, eine Verständigung über noch viel größere Entfernungen zu erzielen. Aber er ist auch orientiert darüber, daß die Kurzwellen wegen ihrer Unbrauchbarkeit zur Ueberbrückung von kleinen Strecken für die Polizei nicht in Betracht kommen können.

Es sind nun mit verhältnismäßig einfachen Mitteln Vorkehrungen getroffen, den Empfang dieser kleinen Sender mit Sicherheit zu gewährleisten. Bekanntlich ist der Rundfunkempfang außerhalb der großen Städte unvergleichlich viel besser als in diesen. Diese Tatsache hat man sich zu Nutze gemacht.

So benutzte das Berliner Polizeipräsidium einen sogenannten ferngesteuerten Apparat, von dem in der letzten Zeit ziemlich viel die Rede war, weil er ein sehr bemerkenswertes Modell darstellt und der Vorschlag gemacht wurde, auch die übrigen Rundfunkkörper in der durch das hier verwandte System von den Störungen der Großstädte zu befreien und an den Freuden des Fernempfanges teilnehmen zu lassen. Der Apparat selbst befindet sich einige Kilometer entfernt von Berlin in Reinickendorf, seine Bedienung dagegen erfolgt vom Polizeipräsidium am Alexander-Platz in Berlin aus. Sämtliche Schutzmittel sind derart angeordnet, daß sie je nach Bedarf von der in Berlin befindlichen Zentrale aus in Betrieb gesetzt werden können — eine an sich natürlich technisch relativ leicht zu lösende Aufgabe. Bei anderen Empfangsstellen ist man so vorgegangen, daß man an einem möglichst günstigen Punkte eine Rahmenempfangsanlage aufstellt. Wie weit hierbei die Unabhängigkeit von dem am gleichen Ort befindlichen Sender gehen kann, zeigt die interessante Tatsache, daß an manchen Stellen Sender und Empfänger nicht mehr als drei Kilometer von einander entfernt sind und sogar dabei auf der gleichen Welle arbeiten, ohne daß Störungen auftreten.

Es ist selbstverständlich, daß auch die Technik der Bildtelegraphie für die Polizei von großem Wert ist. Mit ihrer Hilfe können die Bilder der gesuchten Verbrecher, die natürlich einen viel größeren Wert haben als die Personalbeschreibungen, rasch verbreitet werden. Unter Umständen ist es auch notwendig, den Fingerabdruck gesuchter Verbrecher auf solche Weise den übrigen Polizeibehörden zu übermitteln. Einige der Polizeifunklinien werden noch in diesem Jahre mit Bildtelegraphieapparaten ausgerüstet, und es ist anzunehmen, daß deren allgemeine Einführung bald bevorsteht.

Die geschilderte sorgfältige Durchbildung des deutschen Polizeifunknetzes erfordert naturgemäß eine Ergänzung durch Vereinbarungen mit den anderen europäischen Staaten. Solange es einem Verbrecher möglich ist, sich einem derartig sorgfältigen System von Mittelungsstellen durch die Flucht in ein anderes Land rasch zu entziehen, kann die Arbeit der Polizei natürlich verhältnismäßig schnell vereitelt werden. Man hat sich deshalb schon auf der internationalen Radiokonferenz in Washington mit dieser Frage beschäftigt, und bei der Verteilung der Wellenlängen für alle Staaten der Erde eine bestimmte Welle lediglich für den internationalen Polizeifunk reserviert, dessen Schaffung allgemein als notwendig erkannt wurde. Es ist anzunehmen, daß in kurzer Zeit, zum mindesten innerhalb Europas, ein einheitliches Polizeifunksystem geschaffen wird, und die Ausdehnung auf die übrigen Länder der Erde wird dann voraussichtlich eine Frage verhältnismäßig kurzer Zeit sein.

Was man den Frauen nachsagt.

Im allgemeinen heißt es, daß die Frau die Beste ist, von der am wenigsten gesprochen wird, — dennoch kann nicht jede Frau es zu allen Zeiten hindern, daß ihre Mitmenschen sich mehr mit ihr beschäftigen, als ihr selber lieb ist. Es gibt Ereignisse, die sie in den Vordergrund des Interesses rücken. Doch soll hier nicht von dem leicht gefährdeten Ruf der einzelnen Frau gesprochen werden, sondern von der Frau im allgemeinen. In welchem Ruf steht sie? Und ist sie etwa besser als ihr Ruf? Um das zu ergründen, wollen wir uns einmal mit einer Reihe von Ausprüchen beschäftigen, die zu verschiedenen Zeiten über die Frauen — von Berufenen und Unberufenen — gemacht worden sind. Da heißt es:

„Wenn eine Frau Geld von dir leihen will, meint sie gewöhnlich eins von zwei Dingen; — ich mache dir daher klar, ob du dir leisten kannst, das Geld zu verlieren, oder ob du Lust hast, eine Beziehung mit ihr anzuknüpfen.“

„Wenn du eine dir lästige Dame loswerden willst, mußt du einen Vorwand erfinden, ihr Geld zu leihen; dann bekommst du weder die Dame noch das Geld je wieder zu sehen.“

„Es gab eine Zeit, da gute Sitten ein Zeichen guter Erziehung waren, — heute bedeuten sie nur, daß man hoffnungslos unmodern ist.“

„Eine Frau, die dich um Rat fragt, hat nicht die Absicht, den Rat zu befolgen, sofern er nicht dem entspricht, was sie bereits vorher beschlossen hatte.“

„Noch am Ende des neunzehnten Jahrhunderts waren es die persönlichen Eigenschaften eines Mannes, die eine Frau veranlaßten, sich ihm auf Gnade und Ungnade zu ergeben, — heute ist es sein Auto.“

„Wenn eine vermögende Dame unbestimmten Alters sich mit einem sehr jungen Mann verheiratet, kann sie immer damit rechnen, daß viele ihres Geschlechts bereitstehen, ihr Vermögen mit ihm zu teilen.“

„Wie oft hören wir die Dame, die immer mit der Unabhängigkeit des weiblichen Geschlechts prahlt, darüber klagen, daß ihr Mann ihr nicht genügend Garderobengeld gibt.“

„In früheren Zeiten war das Haar der Stolz einer Frau, heute spricht sie immer davon, wie schön es war, als sie es abschneiden ließ.“

„Wenn eine Dame sagt, daß sie scheußlich aussieht, gehört bei einem Manne schon viel Mut dazu, das auf sich beruhen zu lassen.“

„Eine Frau, deren Gedanken sich hauptsächlich auf das, was sie Amusement nennt, konzentrieren, ist der langweiligste Umgang, den man haben kann.“

„Gedankenlose Frauen richten oft mehr Verdruß an als die wirklich böshafter.“

„Eine Frau, die einen Kummer hat, scheint zu glauben, daß das für ihre Freunde etwas unerschöpflich Interessantes sei.“

„Wenn eine schöne Frau eine Wette eingeht, weiß sie stets, daß sie sie auf irgend eine Weise gewinnen wird.“

„Eine Dame, die sich dauernd pudert, regt einen Mann zu der Ueberlegung an, einen wie unheimlichen Anblick sie bieten würde, wenn sie es ein Viertelstunde unterließe sich zu pudern.“

„Wenn eine Frau sagt, daß sie Komplimente verabscheut, mußt du eines sagen und sehen, wie sie es aufnimmt.“

„Es ist immer lustig, zuzusehen, wenn eine Dame den Wein wählen soll, — sie studiert nur das Preisverzeichnis.“

Alle diese kleinen Bosheiten oder böshaftern Wahrheiten stammen natürlich von Männern. Man kann solche Sentenzen in jedem beliebigen Buche finden, das man heute zur Hand nimmt; die Herren Verfasser kennen die Frau, da sie einen großen Teil ihrer Zeit auf dieses Studium verwenden; es fragt sich nur, ob sie bei ihren Studien nicht meist eine bestimmte Sorte von Frauen kennen lernen; und gerade aus diesem Grunde sind Bücher unzuverlässig. Die Frau, die im Leben die große Mehrheit bildet, finden wir in den Büchern nicht, — auf sie treffen wohl all diese geistreichenden Sentenzen nicht zu, — und man kann sich, wenn man diese Witzbonbons geschluckt hat, mit Beruhigung und auch ein wenig Stolz sagen: „Mein, so schlimm sind die Frauen noch lange nicht, was man auch von ihnen sagen mag. Denn: von den besten Frauen spricht man nicht!“

Schottische Sparjamkeit.

Im Anschluß an das in Nr. 220 des „Pos. Tagebl.“ über die Sparjamkeit der Edinburger Stadtverwaltung Erzählte seien im folgenden einige andere Fälle schottischer Sparjamkeit erwähnt.

1.

Am Heiligen Abend ging ein Schotte vor sein Haus und feuerte einen Pistolenschuß ab, um sodann seinen Kindern drinnen zu erzählen, der Weihnachtsmann habe eben Selbstmord begangen.

2.

Ein Mann aus Aberdeen schickt aus London seinem Nachbarn eine Ansichtskarte folgenden Inhalts: „London ist tabellos, besonders die Gasthäuser. Man findet dort manchmal Geld unter dem Tisch.“ Nachschrift: „Die Briefmarken kleben hier sehr schlecht; wenn auf der Karte keine drauf ist, dann ist sie auf der Post abgefallen.“

3.

Ein Arzt hatte keine Hoffnung gegeben, daß die Frau eines reichen Kaufmanns die Nacht überleben würde. Als das Dienstmädchen am nächsten Morgen zaghaft an die Tür des Krankenzimmers pocht, vernimmt sie von drinnen die schluchzende Stimme ihres Herrn: „Mach, mache heute morgen nur ein Ei!“

4.

Ein Aberdonier pflegt jedem seiner Kinder wöchentlich einen Penny zu schenken. „Aber das ist doch Verschwendung!“ tadelt ihn sein Freund. „Keineswegs, mein Lieber, ich habe den Kindern erzählt, unser Gasautomat sei eine Sparbüchse. So sorgen sie das ganze Jahr für Licht.“

5.

Ein Junge aus Aberdeen fiel in den Fluß und wurde von einem Manne unter eigener Lebensgefahr gerettet. „Sind Sie der Retter meines Jüngens?“ fragte der herbeigeeilte Vater atemlos. „Ja.“ „Und wo haben Sie seine Mütze gelassen?“

6.

Bei einer ähnlichen Gelegenheit bot ein Vater dem, der seinen ertrinkenden Jungen lebend herausholen wollte, 5 Schilling. Wirklich fand sich ein Mutiger, der den Knaben aus den Wellen rettete. Der glückliche Vater reichte ihm 2½ Schilling. — „Aber, mein Herr, Sie haben doch das Doppelte geboten!“ rief der überraschte Retter. — „Das schon, aber Sie sehen doch, daß Sie den Jungen halbtot herausgeholt haben.“

7.

Zwei Aberdonier und ein Jude besuchten in London einen kostenlosen Vortrag. Im Verlauf seiner Ausführungen kündigte der Redner an, daß für irgend einen Zweck gesammelt werden soll. Der Jude wird ohnmächtig, die Aberdonier tragen ihn hinaus.

8.

Der Geschäftsführer eines Glasgower Hotels sieht eines Morgens mit Erstaunen, daß der Hausbursche vor der Tür eines Fremdenzimmers kniet und ein Paar Schuhe reinigt. „Junge, wie kannst du das hier oben abmachen, mal schnell hinunter damit!“ — „Nichts zu machen, im Zimmer wohnt ein Herr aus Aberdeen, der hält die Schuhbänder fest.“

9.

Die Aberdonier spielen leidenschaftlich Domino und sitzen ganze Nachmittage bei diesem Spiel im Café. Sie spielen sehr

vorsichtig und hüben sich, mit den Steinen zu klappern, damit der Bellner nicht meint, sie hätten ihn gewünscht.“

10.

Ein Aberdonier eröffnet ein Kompagniegeschäft mit einem Juden. Nach einem halben Jahre mußten sie schließen. Beide waren blind geworden, weil sie sich zu scharf auf die Finger gesehen hatten.

Dr. F. F.

Gedenktage.

3. Oktober.

Arno Nabel, der am 3. Oktober seinen 50. Geburtstag feiert, hat als religiöser Dichter in unserer Zeit seine besondere Bedeutung. Nach seinem ersten Gedichtband „Um dieses alles“ (1914) reiste ihm sein lyrisch-religiöses Hauptwerk von fast 3000 Gedichten, das 1921 unter dem Titel „Der Ton, die Lehre von Gott und Leben“ erschien. Die Lehre ist ein neuer Monotheismus, ein lebensbejahender Glaube und die Forderung, das Ganze dieser Welt zu leben und täglich sich neu zu erschaffen. Ein zweites, an Umfang nicht zurückstehendes Werk lyrischer Art wächst dem Dichter seit 15 Jahren heran. Es wird „Der weisjagende Dionysos“ heißen und über den Traum eines Griechentums im Sinne Nietzsches noch hinausgehen. Auch als Dramatiker hat sich Nabel mehrfach versucht. 1918 schrieb er ein Drama „Cagliostro und die Halsbandgeschichte“ und im November wird in Mannheim das nach Aufski bearbeitete Drama „Die Pest“ in Mannheim zur Uraufführung kommen. In letzter Zeit hat Nabel aber auch als Maler Geltung bekommen und in der Zurichser Ausstellung in Berlin und auf der Pressa in Köln ausgestellt. Die Galerie Thannhauser in München bereitet eine Kollektivausstellung für den Herbst vor.

Aus aller Welt.

Romain Rolland-Uraufführung am Wiener Burgtheater. Romain Rollands letztes Bühnenwerk „Die Leoniden“, das den Abschluß seines Revolutionsdramen-Zyklus bildet, wurde in der deutschen Bearbeitung von Erwin Krieger vom Wiener Burgtheater zur Uraufführung erworben. Das Drama spielt unter Emigranten in der Schweiz, während der Zeit des Direktoriums; den Hintergrund bildet der Aufstieg Napoleons.

Acht mal, bitte, recht freundlich für eine Mark. Es ist etwas unheimlich. Du setzt dich in eine Kabine, liest eine Aufschrift, die besagt, daß du ungezwungen erscheinen sollst; du steckst eine Mark in einen Automaten, es wird plötzlich sehr hell und zwanzig Sekunden später ist es wieder sehr dunkel und du mußt die Zelle verlassen. Wenn du nun noch acht Minuten wartest, so fällt aus dem Automaten ein Streifen mit acht Einzelbildern, scharfen Photos heraus, die dich in acht Momenten der zwanzig Sekunden zeigen und die dir für deine Mark gehören. Der Apparat heißt „Photomat“. Er ist die Erfindung eines Russen Josefs, der sie an ein amerikanisches Konfitorium für eine Million Dollar verkauft haben soll. Die Herstellung der Automaten, soweit sie für den Vertrieb in der ganzen Welt, mit Ausnahme der Vereinigten Staaten, benötigt werden, ist der deutschen Gesellschaft Siemens & Halske übertragen worden. Die ersten Automaten sind in diesen Tagen in Berlin aufgestellt worden und sie haben naturgemäß großes Aufsehen erregt. Näheres über diese sensationelle Erfindung erfährt der Leser aus der neuesten Nummer (Nr. 40) des „Illustrierten Blattes“, Frankfurt a. M. Von weiteren interessanten Bilderartikeln dieser Nummer seien erwähnt: „Der König ist tot, es lebe der König“ (Reichenbegängnis und Thronbesteigung in Indochina), „Der Jordan wird elektrifiziert“, „Ein Wollenkrakerfino“ und „Aus einer Illustrierten vor hundert Jahren“. Die aktuellen Seiten bringen interessante Aufnahmen von dem Schraubenflugzeug des Spaniers de la Cierba, über die Europareise des Sultans von Muskat, eine Zeichnung des bekannten Karikaturisten Derjo über die Weise der Verurteilungen des Völkerbundes aus Genf, über das kleine Elefantenbaby im Berliner Zoo, vor allem aber über die schreckliche Brandkatastrophe, durch die in Madrid ein Theater zerstört wurde und über hundert Menschen ihr Leben verloren. Das Heft ist vom Anfang der Woche an zu haben.

Fröhliche Ecke.

Er sieht den Grund ein. Plötzlich kommt zu spät ins Konzert. Der Logenschließer verweigert ihm den Eintritt: „Bedauere, mein Herr, der Dirigent hat ausdrücklich angeordnet, daß sofort nach Beginn des Konzerts die Saaltüren geschlossen werden.“ — „Er hat wohl Angst, daß die paar Männer, die sich das Konzert anhören, schon nach den ersten Takteln die Flucht ergreifen?“ fragt Plötzlich.

Mergerei. „Warum ist Ihre Frau denn so böse?“ — „Buerst hat sie sich über das Dienstmädchen geärgert, dann über mich, daß ich mich nicht über das Dienstmädchen geärgert habe, und jetzt ist sie böse, daß sie sich über das Dienstmädchen geärgert hat — verstehen Sie?“

Dekonomie. „Mutti, wasch' mir das Gesicht!“ — „Warum wasch' du es denn nicht selber?“ — „Dann mache ich ja meine Hände auch naß, und die brauchen noch nicht gewaschen zu werden, die sind noch nicht dreißig genug.“